

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

**Abend-**



**Zeitung.**

**Sechsendreißiger Jahrgang.**

Neue Folge  
Zweiter Jahrgang.

**No. 3.**

**Donnerstag, am 15. Januar.**

**1852.**

### **Eine Sängerin.**

Novelle.

(Fortsetzung.)

**I**n dem rothen Zimmer des Hotels B. . . herrschte das tiefste Schweigen; an einer großen grünen Tafel saßen vier Männer, deren Gesichter von Wachs zu sein schienen, denn kein Zug war zu bemerken, als fehlten ihnen die Muskeln, oder die Kraft selbige zu brauchen, so kalt und ernst sahen sie aus, wie Menschen, die nur ihre Arbeit verrichteten, ohne zu denken, ohne den geringsten Theil daran zu nehmen. Und doch war es nur Maske, eine mühsam, durch lange Zeit erst errungene Maske, denn im Innern waren sie bewegt von Hoffnung und Furcht. Diese Ruhe wurde durch nichts unterbrochen als das Zählen und Ausrufen der Croupiers, das Rollen der Kugel, das Klingeln und Klappern des Geldes. Das weiße Licht der Gas Kronleuchter ließ die Gesichter der an dem Tisch stehenden Männer noch bleicher erscheinen, greller erleuchtete es die von Leidenschaft verzerrten Züge. Der Jüngste der Croupiers, ein schmaler, blasser Mann mit schwarzem Bart und Haar, schien noch am wenigsten abge-

härtet, seine Augenlider waren schwer, und fielen oft, trotz aller seiner Anstrengung zu, um sich bei dem Ruf der Zahl des andern schnell wieder zu erheben.

Die Glocke schlug zwölf Uhr und doch dachte Niemand an den Schlaf. Die umstehenden Spieler hielt die Gewinnsucht, die Hoffnung aufrecht.

Großes Aufsehen erregten ein Paar junge, hübsche Mädchen, die an der Ecke des Spieltisches standen und mit großer Aufmerksamkeit dem Spiele folgten. Sie schienen fremd zu sein und zum ersten Mal eine Bank zu sehen, denn ihre dunklen Augen glänzten vor Begierde, ja nichts von dem ihnen ganz neuen Thun und Treiben hier zu verlieren. Auch sie waren angesteckt von diesem traurigen Vergnügen, und ihr Glück versuchend, warfen sie ihre Gulden hin, die sie freilich in die Hände der Bankiers gleiten sahen, bis dieser ihnen winkte nicht mehr zu spielen; ihnen war es nur ein Scherz, nur ein Spiel.

Wie stier waren dagegen die Augen der Männer auf die Kugel gerichtet, sie schienen derselben ihren Lauf drohend bezeichnen zu wollen. Ein Jude, dessen Gesicht durch die Gewohnheit dieser Beschäftigung eine eiserne Ruhe gewonnen hatte, nur daß seine



zusammen gekniffenen Lippen ein halb spöttisches Lächeln umzog. Er strich mit vieler Mühe sein Gold und Silber ein, die Cruopiers zahlten aus mit derselben Gleichgültigkeit, mit welcher sie gewannen.

Am andern Ende der Tafel stand ein junger Mann, der anfänglich mit vielen Humor sein Geld dahin rollen sah; doch jetzt zeigte eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen seinen Verdruß, und doch hörte er nicht auf zu spielen, er war zu stolz fort zu gehen, weil er verlor, er schien die Glücksgöttin durch immer neue Opfer, die er ihr spendete, rühren zu wollen.

Es war der Freiherr von Sternberg. Zu seinen übrigen, oft ausschweifenden Vergnügungen gehörte auch die des Spiels.

Anscheinend ruhig, aber innerlich verstimmt, durch den Verlust sowohl, als durch das schlechte Spiel verließ er spät Morgens den Saal; er hatte diese Nacht wieder zwei tausend Gulden verloren. Welche jahrelangen Leiden sind oft die Folgen einer durchspielten Nacht, wie ändern sich die Schicksale der Menschen oft am Spieltisch. Wie mancher geht mit den größten Hoffnungen dorthin, um der Verzweiflung nahe, wenn alles verloren, zurückzukehren.

War der Freiherr von Sternberg auch nicht unglücklich über seinen Verlust, so hatte ihn das schlechte Spiel doch sehr verstimmt. Es war nicht das erste Mal, daß er so viel verlor. Er hatte von seinem Vater ein bedeutendes Vermögen geerbt, was jedoch durch seinen Aufenthalt in England und Frankreich, wie durch sein übriges ausschweifendes Leben sehr abgenommen hatte.

Wohl blieb ihm noch das schöne Schloß seines Vaters, doch reichte dieses nicht hin, ein Leben so fort zu führen, als er es gewohnt war.

Müde und abgESPANNT warf er sich zu Hause angelangt auf sein Bett. —

Es mochte um die zehnte Stunde des andern Morgens sein, als Camilla durch den wohlbekannten Tritt ihres Geliebten in ihrem Gesange unterbrochen wurde. Die Thür öffnete sich und bald lag sie in den Armen des Freiherrn von Sternberg; denn dieser war der Freund ihres Herzens.

„Du bist nicht so heiter als sonst, Otto?“ sagte Camilla, indem sie mit ihrer kleinen Hand

die Locken aus seiner Stirn strich und die Falte zwischen den Augenbrauen zu glätten suchte.

„Es ist nichts, meine liebe Camilla, ich habe schlecht geschlafen, das ist Alles. Und wie hast Du geruht?“

„O vortrefflich! was sollte auch meinen süßen Schlummer stören? nur zwei Nächte in meinen Leben habe ich nicht schlafen können, als meine Mutter gestorben, und dann als ich von dem Professor fort war und den andern Tag zum ersten Mal auftreten sollte.“

„Wie kommst Du dazu?“ fragte Otto plötzlich, indem er Helenens Karte vom Spiegel nahm.

„Die Gräfin von Falkenstein hat mir ihren Besuch gemacht, wie es sich gebührt,“ antwortete Camilla mit komischem Pathos, indem sie stolz ihr reizendes Köpfchen wiegte und schelmisch lachte.

Doch all dieser Scherz blieb diesmal von Otto unbemerkt, finsterner nur wurde sein sonst so klares Auge, indem er die Karte sinnend zwischen den Fingern drehte.

Helene und Camilla! diese beiden Namen enthielten wohl genug, um ihn einen Augenblick in Gedanken zu versenken.

„Aber Otto, was hast Du heute? Bist Du mir böse? habe ich gestern schlecht gesungen?“

„Nein, nein, Camilla, es gilt nicht Dir, meine Zerstreuung, Geschäfte machen mir den Kopf warm.“

„Geschäfte?“ wiederholte Camilla in ungläubigem Ton, langgedehnt. „Das habe ich noch nie von Dir gehört.“

„Kann sein, doch sage mir, woher Du die Gräfin kennst?“

„Aha! das sind die Geschäfte, Du kennst sie wohl, Du?“

„Bist ein Kind,“ fiel ihr Otto in die Rede. „Ich kenne sie, ja, wie man alle Leute seiner Umgebung kennt!“

„Nun, nun, mein Herr, Sie sind heute sehr ungnädig, ich kenne die Gräfin auch, wie man seine Umgebung kennt, was weiter?“ setzte sie in ernstem Tone hinzu, indem sie sich bemühte Ottos Stimme nachzuahmen, und lachte dann herzlich.

„Camilla, war die Gräfin hier? Du hast mir noch nicht gesagt, daß Du sie kennst.“

„Erstens, mein Freund, wußte ich nicht, daß es Dich interessieren würde und dann ist die Be-



kenntnis mit der Gräfin von Falkenstein sehr neu."

Camilla mußte heute Scherz und Heiterkeit aufgeben; da sie Otto nicht aus seiner Stimmung zu reißen vermochte, steckte er sie mit an, und verstimmt, den Kopf über die Launen der Männer schüttelnd, entließ sie ihn, um in die Probe einer neuen Oper zu gehen. — Es mochten einige Wochen seit diesem Gespräch verstrichen sein, ohne daß die Ruhe des gewöhnlichen Lebens durch besondere Ereignisse gestört worden war. Otto war wieder heiter und liebenswürdig gegen Camilla gewesen, da er sich überzeugt, daß diese keine Ahnung von seinem frühern Verhältniß zu Helene hatte. Die Gräfin von Falkenstein war mit ihrem Gemahl nach einem entlegenen Gute gefahren, um dort einen Besuch zu machen.

Diese Zeit benutzte Helene zu Camilla zu gehen, nach welcher sie sich sehr sehnte. Fühlte sie sich doch so glücklich Jemand gefunden zu haben, dem sie ihr ganzes Herz zeigen durfte, eine Seele, die sie verstand, wo sie ohne Zaudern reden durfte, ohne Rücksicht sich frei bewegen, ohne ewig an die Förmlichkeiten der Etikette denken zu müssen. Camilla war ja auch die Einzige, die ihr Geheimniß, und so ihre ganze Seele, den Zustand ihres Herzens kannte. Helene fand Camilla heute besonders heiter, und das fröhliche Kind verschreckte auch den tiefen Ernst Helene's. Sie war so liebenswürdig und ausgelassen, so liebevoll scherzend, daß Helene mehr lachte denn je und sich ungemein wohl in ihrer Gesellschaft befand.

Sie plauderten eben eifrig, als der Hufschlag eines Pferdes sie störte; bei diesem Klang sprang Camilla schnell an's Fenster, indem sie lachend rief: „gewiß ein Anbeter von mir, den muß ich sehen.“

Helene war ihr an das andere Fenster gefolgt, der Reiter mochte gegrüßt haben, denn beide Mädchen verneigten sich.

Eine flüchtige Röthe überzog Camilla's Gesicht, indem reizendes Lächeln ihren Mund umspielte, wogegen Helene bleich wie Marmor geworden.

„Helene!“ rief Camilla ängstlich, „Helene, was ist Dir?“

„Er war es,“ antwortete diese mit zitternder Stimme.

„Wer? Ich bitte Dich,“ fuhr Camilla heftig fort.

„Der Freiherr Otto von Sternberg, der Geliebte meines Herzens, der Vater meines Kindes,“ setzte sie mit erschreckend kaltem Ton hinzu.

Camilla sank langsam auf das Sopha nieder, ihre Augen schienen einzufallen, jeder Tropfen Blut war aus dem Gesicht entwichen, die eben noch so reizenden Züge wie im Todeskampfe verzerrt, gleich sie einer Sterbenden. Helene stand noch am Fenster, die Scham hatte bei den letzten Worten ihre Augenlider gesenkt. Sie nahm Camilla's augenblickliches Schweigen für Zartgefühl und in Gedanken versunken stand sie, ohne die große Veränderung in Camilla's Gesicht zu bemerken.

So fürchterlich diese Erklärung Helene's gewesen, so qualvoll sie Camilla's Herz zerrissen, so marternnd jede Faser desselben berührend dieser Kampf war, so gewaltsam, so kurz war er auch. In wenigen Augenblicken hatte Camilla allen Schmerz durchgeföhlt, aber auch zugleich erkannt, was ihrer edlen Seele hier noch zu thun übrig blieb. Gern hätte sie sich laut weinend in Helene's Arme geworfen und ihr alles bekannt, doch dann war Beider Glück verloren; so konnte noch Helene glücklich werden.

Daß Otto nie ihr Gemahl werden konnte, wußte Camilla längst, sie hatte daran nicht weiter gedacht, sich nicht gefragt, sie hatte nur geliebt. Doch ihn verlieren, ihn mit eigener Hand einem andern Weibe übergeben, war viel, mehr als Camilla jetzt zu durchdenken vermochte. Doch war sie glücklich, den Namen ihres Geliebten Helene verschwiegen zu haben, und daß dieselbe ihn nie erfahren sollte, dieser Entschluß stand jetzt fest bei ihr.

„Camilla,“ begann Helene, „ist er nicht schön, kann man ihn nicht lieben? Doch Du kennst ihn nicht, wie ich ihn kenne, wie hinreißend liebenswürdig er ist.“

„Ja, er ist schön,“ sagte Camilla in einem Ton, dem man anhörte, daß sie kaum wußte, was sie sagte. Sie drückte ihre kleine Hand so fest zusammen, daß die Nägel sich in den Ballen gruben, um durch körperlichen Schmerz den geistigen zu übertäuben. „Und Du willst nie einem andern Manne angehören, Helene,“ frug sie mit fast erstickter Stimme.



„Nein,“ sagte diese, „Du kennst mein Leben, meine Liebe, meinen Charakter, meine Ehre verträgt es nicht, daß ich eines andern Mannes Weib werde; diesen, oder ich werde nie eine Frau!“

Diese Worte verfehlten nicht den gehörigen Eindruck zu machen.

Eine Stunde später hatte Helene Camilla verlassen, ohne den Grund der plötzlichen Verstimmung derselben erfahren zu haben.

Es war Abend, einige Sterne funkelten an dem dunkeln Himmel, die Vorhänge waren dicht zugezogen, der matte Schein einer kleinen Lampe beleuchtete die arme Camilla, die wie eine geknickte Blume im Sopha lag. Ihr Gesicht war bleich, einzelne Thränen rollten, ihr selbst unbewußt, über die Wangen herab, sie hatte mit der Hand das Haar zurückgestrichen, und ließ den Kopf in derselben ruhen, ihre Augen starr auf einen Punkt gerichtet, ohne jedoch etwas zu sehen. So saß das arme Kind unbeweglich, nur der tiefe Schmerz, der in ihren Zügen ausgedrückt war, zeigte, daß innen nicht die kalte Ruhe herrschte, in welcher der Körper sich befand. Die Nacht brach ein, die Lampe war verlöschen, und noch immer saß Camilla in starrer Betäubung ihres Schmerzes. Ein Meer von Gedanken und Gefühlen durchwogte ihren Kopf und Herz. So waren mit einem Mal alle Hoffnungen zusammen gesunken; ihr Ideal, das Höchste, was sie sich von einem Mann gemacht, lag zerbrochen vor ihren Füßen. Hatte sie auch nie gegen Helene etwas geäußert, so hatte ihr richtiges Gefühl doch den Mann, der so gehandelt, verachtet; Sie hatte Helene leiden sehen und dem Urheber dieser Leiden gezürnt; jetzt war der Schleier von ihren Augen gezogen und sie erkannte in ihm ihren Geliebten, den Mann, den sie über alle gestellt und so hoch geachtet.

Ihr Herz that ihr wehe, und sie sollte nun mit eigener Hand ihrem Glück den letzten Todesstoß geben, diese Seelenstärke zu erreichen brauchte es Zeit. Camilla wollte sich opfern, denn sie konnte ja so nicht mehr glücklich sein. Und dennoch sträubte sich das Herz gegen die Großmuth und den Verstand. Otto war ja nie so strafbar, da er nie gewußt, daß Helene Mutter gewesen, dieses hatte ihm ja diese verschwiegen. Die Liebe entschuldigt ja so gern, und der Zorn, die Verachtung, die sie im

ersten Augenblick gegen ihn gehegt, mußten die Segel streichen vor der unendlich milden Liebe.

Die Nacht war beinahe unter Thränen und Sinnen vergangen, ein kurzer, unruhiger Schlaf hatte sich gegen Morgen erst auf Camilla's müde Augen gesenkt. Wie aus einem schweren Traum erwachend, fuhr sie mit der Hand über die Stirn. Der Schmerz spannt ab und ermüdet, daß wir auch nach dem größten Verlust schlafen können und dann die einzige Erholung genießen. So wohl diese Ruhe unster Seele thut, so schrecklich ist das Erwachen aus dem Schlafe, das Zurückkehren in's Leben, wenn nach und nach sich unsere Gedanken wieder sammeln, und wir mit einem Mal unsern tiefen Schmerz von neuem erkennen, begreifen.

Sie richtete sich auf, ihre vom Weinen getrübeten Augen vermochte sie kaum zu öffnen, sie sah sich um, schien sich zu besinnen, denn ihr Schlaf war schwer gewesen, wie nach solchen Aufregungen eine gänzliche Ermattung der Nerven eintritt, und fiel laut weinend in die Kissen zurück. Doch nicht lange währte dieser Zustand. Aus dem Kampfe dieser Nacht war ein Gedanke, geläutert durch das Feuer des Schmerzes, hervorgegangen, das Gold hatte sich von den Schlacken gereinigt.

Sie liebte Otto noch, das fühlte sie deutlich, liebte ihn ohne den geringsten Vorwurf; aber sie hatte Alles klar durchdacht und war fest entschlossen, sich zu opfern und Helenen glücklich zu machen.

Noch war sie mit sich nicht einig, ob sie Otto schreiben sollte oder ihn noch einmal sehen, als ein Brief Helenen's sie für das Letztere bestimmte. Dieser Brief, den sie eilig erbrach, lautete: „auf der großen Erde bist Du, meine geliebte Camilla, das einzige Wesen, dem ich meinen Kummer und meine Noth mittheilen kann. Die gefürchtete Antwort meines Vaters wegen des Majors wurde mir heute Morgen zu Theil. Mein Vater sagte mir in freundlich liebevollem Tone, daß Geschäftsverbindungen in politischer Hinsicht mit dem Major es ihm sehr wünschenswerth machten, mich mit demselben zu vermählen, ich würde seinem Wunsche gemäß mich gewiß als gehorsame Tochter zeigen. Damit verließ er mich, indem er nur noch sagte, er erwarte bis Morgen meine Antwort, denn ohne meinen Willen werde er jetzt noch nichts thun. Du allein kennst meine nähern Verhältnisse, was soll



ich thun? ich kann weder dem Major, noch meinen Eltern meine Schande gestehen; welchen Grund soll ich angeben, den Major auszuschlagen? ich liebe meinen Vater, er ist so gut und es wird mir schwer ungehorsam zu sein. Otto war bei uns, er war artig, liebenswürdig wie immer, doch weiter nichts, ich muß wohl bei ihm jede Hoffnung aufgeben. Mathe, hilf mir, Camilla, oder soll ich dem Major meine Hand geben? nein, nein, ich kann nicht, eher werde ich meinem Vater alles entdecken. Sehlichst sehe ich Deiner Antwort noch heute entgegen, ich selbst kann nicht ausgehen."

Deine

Helene.

Camilla faltete den Brief mit einem Blick gen Himmel zusammen, indem sie schmerzlich sagte: „ich will Dir helfen.“

Ein zweites Klingeln störte sie, es war der Theaterdiener, der meldete, daß die Liebhaberin erkrankt, und für das heute angekündigte Schauspiel die Oper: „Norma,“ sein werde.

„Auch das noch,“ seufzte Camilla. „Doch was geht dem Theaterdirector das Herz seiner Sängerin an, was kümmert sich das Publikum um die Stimmung der Schauspieler, es zahlt sein Geld und verlangt nur den der Rolle angemessenen Charakter.“

Camilla konnte unmöglich Krankheit vorgeben, da sie sich dann dem ärztlichen Urtheil hätte unterwerfen müssen und obwohl ihre Glieder zitterten, als ob Fieberfrost sie schüttelte, so hätte das scharfe Auge des Arztes doch gleich den Grund in geistiger Aufregung gefunden. Sie sagte also, daß sie singen würde, obwohl sie bei dem Gedanken, heute gerade die Norma zu singen, bebte.

Indessen die Stunde, zu welcher der Freiherr zu kommen pflegte, rückte näher und Camilla beeilte sich, sich umzukleiden. Sie ließ ihr Haar mit mehr Sorgfalt ordnen und wählte den einfachsten und doch geschmackvollsten Anzug, denn sie wollte das letzte Mal vor Otto noch reizend erscheinen.

Ihr hübsches Zimmer war wie immer in der größten Ordnung, nichts von dem Theaterputz und Glitzern, was dem Auge bei Tageslicht so zuwider ist, war je bei Camilla zu sehen.

Camilla lag im Sopha, das weiße Morgenkleid schmiegte sich in reichen Falten um den zarten Leib. Ihre Haare fielen in langen, losen Flech-

ten über Hals und Schultern herab. Sie schien in fast bewusstlosem Zustand, ihre Augen waren geschlossen, ihr Kopf ruhte in ihrer Hand, der weite zurückgefallene Ärmel ließ den schönen Arm in seiner ganzen Vollendung sehen. Nur ein unmerkliches Zucken der Hand, mit der sie die Spizengarnirung ihres Kleides zerdrückte, zeigte, daß sie nicht schlief.

Bei dem ersten Anblick hätte man glauben können, eine Marmorstatue zu sehen, so bleich war ihr Gesicht, daß es nur wenig von dem weißen Battist ihres Kleides abstach. Das weite, faltenreiche Gewand, das nur in der Taille von einem Gürtel zusammen gehalten war, ließ die edlen Formen nur halb erkennen.

Einige Minuten später trat der Freiherr von Sternberg in's Zimmer. Camilla's Augen öffneten sich, sie wollte aufstehen, vermochte es aber nicht.

„Du bist bleich, Camilla? Bist Du krank?“

„Nein, beruhige Dich, Kopfschmerz, es wird vorüber gehen.“

Zärtlich schlang Otto seinen Arm um sie, indem er sich neben sie setzte, doch Camilla wehrte es ab.

„Du bist so kalt, ich kenne Dich heute nicht, so ernst?“

„Das warst Du nie gewohnt an mir, ich war immer heiter?“ frug Camilla, bitter lächelnd.

„Was ist Dir? Du warst doch gestern noch anders, als ich vorbei ritt.“

Die Erinnerung an diesen Augenblick ließ Camilla erzittern, doch schnell sich fassend, sagte sie, um das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken, der allein ihre Unterhaltung ausmachen durfte: „sahest Du, wer bei mir war?“

„Ja, doch sage mir endlich, woher Du die Gräfin kennst?“

„Nun wohl, ich will es Dir erzählen.“ Ihre Stimme war nicht so fest, wie gewöhnlich, doch ihrer Anstrengung gelang es, die Erzählung zu Ende zu bringen.

„Ich war noch ein halbes Kind, als ich eines Abends an dem abgelegenen Weiher unsers Dorfes dazu kam, wie eine junge Frau ihr Kind begrub, oder vielmehr von einer älteren begraben ließ, denn sie lag ohnmächtig daneben. Das arme Weib war der Verzweiflung nahe gewesen, als sie mich hatte



singen hören. Der Gesang bestand in einem Choral und dieser führte sie in dem Augenblick, da die trostlose Mutter an Gott verzweifeln wollte, in ihrem großen Schmerz zu demselben zurück. Ich leistete ihr Hülfe, sie dankte mir, indem sie mir dies Kettchen hier gab und mich bat zu schweigen. Ich habe mein Versprechen bis heute gehalten, es weiß außer mir Niemand, daß ein Kind dort liegt. Ich hoffte die unglückliche Frau im Leben wieder zu sehen, ich hatte mir fest ihre edlen Züge eingepägt. Der Ort war mein Lieblingsaufenthalt, ich trug oft Blumen dort hin und nahm einen Epheuweig mit, als ich dort wegging."

Otto hörte aufmerksam zu, ohne von dieser Erzählung besonders erregt zu werden, er begriff nicht, wie dieses mit der Gräfin zusammenhängen könne, unterbrach jedoch Camilla nicht.

"Ich habe," fuhr diese fort, "diese Frau wieder gesehen, nachdem sie mich an meiner Stimme wiedererkannt und aufgesucht hatte. Ich habe ihr den Zweig von ihres Kindes Grabe gegeben; diese Frau ist Helene, — Gräfin von Falkenstein und," setzte sie mit leiser Stimme hinzu, "es war Dein Kind, was sie begrub!" —

Diese Worte enthüllten ein Geheimniß, das auch Otto erschüttern mußte, so leichtsinnig er auch war. Eine dunkle Röthe überflog sein immer blaßes Gesicht, um es eine Minute später noch bleicher erscheinen zu lassen. Seine Augen wurden gläsern und mit bebender Stimme sagte er: "Du sprichst im Fieber, Camilla, besinne Dich, Dein Puls geht so schnell, Du bist so bleich, o Du bist gewiß krank!"

Sie hatte ihn bei den letzten Worten scharf angesehen, sein Erröthen that ihr weh, sie konnte den Geliebten ihres Herzens nicht beschämt vor sich sehen, die Hände vor's Gesicht haltend, lehnte sie sich zurück, ihre Kraft war bald zu Ende. Doch der Zweifel Otto's ermannte sie wieder.

"O, mein Gott, wäre es doch ein Traum meines erhitzten Gehirns!"

Jetzt erst dachte Otto an Camilla's Schmerz und indem er sich selbst beruhigen zu wollen schien, sagte er: "Mein, es ist nicht möglich, so stolz ist kein Weib, das einem Manne zu verschweigen." "Du scheinst vergessen zu haben, daß Du Helene geliebt, daß Helene Dich geliebt, mehr als ich, ihr trauriges Schicksal hat mich vor einem ähne-

lichen bewahrt. Helene liebte Dich, Du hattest sie gebeten, Dein Weib zu werden und als sie Dich später daran erinnert, nahmst Du alles zurück, läugnetest Du! — Kannst Du von der stolzen Helene verlangen, daß sie ihre Schande Dir gestehen sollte?" Camilla's Wangen glühten, sie fühlte erst bei den Vorwürfen, die sie Otto machte, wie strafbar er war, wie schlecht er gehandelt hatte; ihr armes Herz schien aufhören zu wollen zu schlagen, so eifrig kalt und ruhig war es.

"Und warum," entgegnete Otto, nachdem er sich gefaßt, "warum Camilla, warum heute, mit einem Mal diese Strafpredigt?"

Dieser leichte Ton, mit dem Otto wieder die ernsteste Sache in Scherz verwandeln zu wollen schien, erzürnte Camilla.

"Warum heute? Weil ich gestern erst erfahren, daß Du Helenen's Geliebter! Ich kannte ihr Geschick, nicht aber den Namen des Mannes, der sie unglücklich gemacht. Ich würde nicht so lange Helenen ihren rechtmäßigen Gemahl durch meine Liebe entzogen haben. Helene weiß nicht, daß ich Dich liebe und wird es nie erfahren. Hier hast Du den Grund meiner Eile, mit der ich Dir heute sehr unwillkommen zu sein scheine." Sie gab ihm Helenen's Brief.

Otto las, seine Brauen zogen sich finster zusammen; er war sehr reizbar und heftig, doch bekämpfte er dieses Mal seinen Zorn und sagte kalt: "dies Alles thust Du? willst Du mich bewegen, die Gräfin zu heirathen? — Du scheinst mich sehr zu lieben, Camilla? vielleicht," setzte er bitter hinzu, "bin ich einem andern Liebhaber im Wege!"

Camilla's Augen suchten den Himmel als Zeuge für ihr eignes Herz, wie fürchterlich ungerecht diese Beschuldigung war. Sie wandte sich ab, denn sie fand es unter ihrer Würde, darauf zu antworten. Nach kurzer Pause sagte sie kalt: "ich weiß nicht, ob ein Mann von Ehre nach solchen Erklärungen erst ein Mädchen fragen muß, was allein zu thun seine Pflicht ist."

"Und wenn ich die Gräfin heirathe, wirst Du mich dann noch lieben?"

Camilla erschrak vor der Möglichkeit, mit Otto in einer Verbindung zu bleiben, wenn Helene seine Frau war; ihr rechtlicher Sinn sträubte sich dagegen, doch fühlte sie, daß sie jetzt nicht Kraft genug



habe, auch das ihm zu sagen. „Frage mich demnach jetzt nicht, ich kann nicht daran denken.“

„Camilla, ich gehe und wenn ich alles erwogen“ — er vollendete den Satz nicht. „Wann sehe ich Dich wieder?“

„Morgen,“ sagte Camilla, „heute Abend muß ich singen.“ Doch versprich mir erst noch, Helene nichts von allen dem zu sagen, was ich Dir mitgetheilt, sie würde sonst nie einwilligen. Auch laß sie nie wissen, daß Du mich liebst.“

„Ich verspreche es. Leb' wohl, Camilla,“ sagte er zärtlich, er hatte wohl eingesehen, wie unrecht er ihr vorhin gethan. „Du zürnst mir doch nicht?“

„Nein, mein Freund! Leb' wohl, Otto!“ sie drückte fest seine Hand, ihr Herz drohte zu brechen, der letzte Kuß brannte auf ihren Lippen. Noch waren seine Tritte nicht verhallt, da sank Camilla laut weinend zusammen, ihre Kraft war zu Ende.

Die Oper fand den Abend wirklich statt und noch nie hatte Camilla mit solchem Feuer gespielt, mit so viel Wärme und Gefühl gesungen. Das Publikum zollte ihr den ausgezeichnetsten Beifall; freilich sah Niemand, wie sie hinter der Scene, an die Coulisse gelehnt stand, da sie vor Erschöpfung sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Ihr fester Wille, ihre große moralische Kraft ließ sie jedoch ihr Werk, wenn auch mit großer Anstrengung, zu Ende bringen.

(Schluß folgt.)

## Erste Liebe.



ben hatte ich die Konferenz mit meinem gedrückten Herzen beendet, und der Anwald desselben, die tröstende Hoffnung, trug einmal wieder den Sieg davon, indem alle Klagen des kalten Verstandes über das in Liebe glühende vor Sehnsucht schmachende Herz von ihr zurückgewiesen wurden. — Alles, was ich im Reiche meiner Belesenheit nur auffinden konnte, hatte ich, zierlich geordnet, in das Kämmerchen meines Herzens, worin die Befangenheit der ersten Liebe ihre süßen Phrasen auf-

zubewahren pflegt, gebracht, um im Fall jeglichen Angriffs tapfern Widerstand leisten zu können; — kurz — auf alle Fälle, welche einem Heißliebenden begegnen können, war ich vorbereitet, als mein Postillon in das Horn stieß und der Wagen durchs dunkle Thor in die hell erleuchteten Straßen der Residenz fuhr. Die nächste Thurmuhre schlug sechs, als ich aus dem Wagen stieg, um das lustige Eckplätzchen meiner Chaise mit einem klüftigen Zimmer im ersten Hôtel der Stadt zu vertauschen. Nachdem ich den, von der Reise angegriffenen Körper durch eine nähere Bekanntschaft mit dem wohlthätigen Ofen wieder in die natürliche Beschaffenheit zurückgebracht hatte, denn die innere Blut der Liebe war nicht hinreichend gewesen, um die Extremitäten meines Körpers vor dem schneidenden, eisigen Nordwinde zu schützen — stieg in mir der Gedanke auf, wie es möglich werden könnte, jetzt das Herz zu seiner natürlichen Beschaffenheit zu bringen, und die Blut desselben eben so schnell zu dämpfen, wie ich das Eis in meinem Körper geschmolzen? — Zur Bekämpfung eines so wüthenden Elements bedarf es schon stärkerer Kräfte, und leichter würde es mir geworden sein, das Eismeer am Nordpol aufzuthauen, als das Feuer der ersten Liebe in meinem brennbaren Herzen auszulöschen. — Gedankenlos griff ich nach meinem Hute, eilte die Treppe hinab, hinaus auf die Straße, wo mich erst die jetzt aus Rache auf mich einstürmende Kälte und das Dunkel des Abends zu mir selber brachte. Dem Winke des Schicksals, das mich bisher geleitet hatte, folgend, eilte ich schnell durch die mir wohl bekannten Straßen nach dem Hause, wo der Gegenstand meines langjährigen Sehnsens, meines Schmachtsens, meiner süßen Träumereien, wo die Ursache meiner melancholischen Stimmung, wo der Schatz meiner Liebe, wo meine reizende Louise sich verborgen hielt. Träumend schritt ich von Haus zu Haus, mich bei jedem Schritte der glücklichen Zeit erinnernd, in welcher ich, bald voll des Entzückens durch die Seligkeit der Liebe, bald voll der Schmerzen durch die quälende Eifersucht, je nachdem das Resultat des verlebten Abends gewesen, diesen Weg so oft zurückgelegt hatte; mich immer mehr vertiefend in Reminiscenzen, weckte mich plötzlich, als ich um die Straßenecke bog, ein verworrenes Geräusch, ein dumpfes Gemurmel mehrerer Men-



schen, was bald durch einige laute Stimmen unterbrochen, bald durch das Geräusch kommender und fahrender Wagen übertönt wurde, aus meinen Träumereien. Jetzt erst wurde mir es klar, daß mein sehndes Herz mich hierher getrieben, daß ich mich meiner Holden näherte, und nach jahrelanger Trennung den seligen Augenblick des Wiedersehns feiern wollte; wie ich aber in das Haus kommen, zu ihren Füßen knien, an ihren Lippen hängen wollte, hatte ich dem Zufall überlassen, und — erst als das laute Geräusch mich aus dem Reiche meiner Phantasie in die kalte Wirklichkeit versetzte, schien mir dies Alles eine Unmöglichkeit. Die launenhafte Göttin des Glücks, nicht zufrieden, meine süßen Hoffnungen getäuscht zu haben, hatte mich ganz verlassen; die hellersehenden Augen überzeugten das getäuschte Herz immer mehr und mehr von der herben Wirklichkeit, die kalt und rauh das idealische Paradies zertrümmerte, was sich noch vor Kurzem die Phantasie erschaffen. Ich gewahrte bei dem Scheine blendender Laternen, — o, wäre es Blendwerk gewesen! — daß ich mich vor dem Ziele meiner Reise befand; das Haus war hell erleuchtet, aus allen Fenstern schimmerte mir festlicher Glanz entgegen, rauschende Musik und die schnell verschwindenden Schatten verschlungener Paare, welche an den Fenstern vorüberflogen, herrannahende Wagen, aus denen schön geschmückte Damen hüpfen, moderne Elegant's volltugirten — durste ich meinen Augen trauen? — denen sogar schälernde Masken entstiegen, Alles, Alles bewies, daß hier ein Ball — nein, ein größeres Fest mußte es sein, denn ich hatte Masken gesehen — daß hier, horch — da polterten schaarenweis alte Köpfe unter lautem Jubel der Straßenjugend neben mir an den Thorweg des hellstrahlenden Hauses, und das Bild meines Herzens sah ich in den zerbrochenen Scherben vor mir liegen. Alle Reflexionen, welche ich zur Beruhigung meiner klopfenden Brust, die für sich einen eigenen Polterabend feierte, anstellte, war vergebens; die Ruinen um mich her, die zertrümmerten Entwürfe, und die Gewißheit, daß nur Louise mit ihren Eltern in diesem Hause wohne, und daß eine neue Salve von Scherben, welche so eben losdonnerte, nur meiner Geliebten gelte, brachten mich der Verzweiflung nahe, und sinnlos stürzte ich mich fort, durch die Nacht, nach Hause. Der Legations-Rath Fels machte schon seit zwölf Jahren

eins der größten Häuser der Residenz, seine ausgebreiteten Geschäfte, und, was noch mehr sagen will, sein ausgezeichnetes Vermögen, setzten ihn in den Stand, die ersten Personen der Stadt bei sich zu sehen; mit jedem Jahre aber nahm seine Macht für ein solches Unternehmen zu, denn jetzt zog nicht mehr allein seine dampfende Schüssel die Schmaçoher, seine offene Börse die Pauvres'honteux herbei, sondern ein besserer Schatz lag in seinem Reiche, seine einzige Tochter Louise, das schönste Mädchen der Stadt, zwar nur von 18 Jahren, aber auch von 80,000 Thalern, führte der Freier gar viele, und von allen Sorten, in das Haus. — Mit ihr war August, der Held unsrer Geschichte, ein Sohn des Tribunals-Rathes Löwen aufgewachsen; aus den kindlichen Spielen der Jugend wurden bald liebliche Scherze, lieblicher Ernst, und am Ende, — ein liebendes Paar. An der sanften Flamme kindlicher Zuneigung zündete Amor bald die Fackel heißer Liebe an, und ehe das wachende Auge der Vernunft Hülfe schaffen konnte, loderten ihre Herzen in lichten Flammen auf. Schillers Worte:

„O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen, u. s. w.“

schienen ihnen die einzige Wahrheit der Welt; sonst nur in ihren Idealen lebend, genossen sie das reizende Glück stiller, himmlischer Liebe. Doch die Glücklichen berauscht von dem Inhalte ihrer Worte, hatten nicht die folgenden:

„Der Bahn ist kurz, die Reu' ist lang!“

beobachtet, und die rauhen Stürme des irdischen Lebens zertrümmerten bald alle Pläne und Entwürfe der entzündenden Jugendliebe. Die Mutter alles Unheils, die Gelegenheit war auch ihnen günstig gewesen, und so kam es denn, daß es ihnen bei dem beinahe täglichen Zusammensein ihrer Eltern leicht wurde, ihre Leidenschaft zu nähren, ihre Hoffnungen zu vergrößern, und das bedeutende Geheimniß den Augen und Ohren der Späher zu verweigern. Die Eltern beider führten einen so vertraulichen Umgang mit einander, daß man sie schon oft für Verwandte gehalten, so wie denn auch die Vertraulichkeit, mit welcher August und Louise sich begegneten, bald verschiedene Vermuthungen erzeugte, zu denen sich gewiß ein jeder Unparteiische berechtigt fühlte, der ein Zeuge ihres Beisammenseins, ihrer verliebten Tändeleien und Scherze gewesen war. Hätten auch vielleicht dem Vater unseres



Helden diese Vermuthungen geschmeichelt, und er seine Zustimmung einst bei Regulirung dieser Herzens-Angelegenheiten nicht verweigert, so waren solche Gerüchte über die Verbindung seiner Tochter dem Herrn Legations-Rath Fels doch sehr zuwider, denn, wie es schien, hatte er ganz andre Plane mit der Zukunft seines Sproßlings. — Lange blieb daher das Glück den Liebenden nicht treu: Augusts Vater schloß die Augen und hinterließ seinem Sohne nichts, als eine kranke Mutter und den Rest seines Vermögens, der, da der Verstorbene lange Zeit vor seinem Tode außer Geschäften gewesen, sehr unbedeutend war, und kaum hinreichte, der Mutter Pflege und dem Sohne die noch nöthige Ausbildung für sein Fortkommen zu geben. Mit dem Leben des Tribunals-Raths endete auch der Umgang beider Familien, die, wie jetzt das kalte Zurücktreten des Legations-Rathes bezeugte, nur durch Convenienz verbunden waren, welche mit der Maske der Freundschaft geprunkt hatte. Die höfische Freundschaft des Legations-Rathes wurde zur höflichen Freundlichkeit, die, nachdem sie pflichtschuldigst leidigen Trost verliehen, zu einem kalten Stolge herabsank.

Louise, welche ihren Jugendfreund wirklich mit unaussprechlicher Liebe tröstete, bemerkte mit Schrecken die Veränderung ihres Vaters, und trostlos wurde sie, als ihr August offenbarte, daß er in B. . . . . seine Laufbahn fortsetzen, und noch in der nächsten Woche mit seiner Mutter dahin abreisen müßte. Sein Geschäft forderte diese Veränderung, und da seine Mutter, welche er nicht gern allein lassen wollte, einen Aufenthaltort wünschte, wo sie Verwandte hatte, so wählte er B. . . . ., vierzig Meilen von der Residenz. August war gefaßter, die jetzige Lage der Dinge hätte doch jeden Umgang mit seiner Louise verhindert, und mit welchen Qualen hätte er hier Glücklichere beneiden müssen! — Louise trug ja ihr Geheimniß im engverschlossenen Herzen, er hatte ihren Schwur empfangen und es galt nur auf einige Zeit Entfagung seiner Leidenschaft, denn wollte er in andern Verhältnissen zurückkehren, um die theure Geliebte förmlich anhalten, und sie als seine Gemahlin heimführen. Er hoffte in eine Stelle zu treten, deren Gehalt es ihm möglich machte, eine Frau zu ernähren, und jene Reise sollte das Ziel ihm näher rücken, und die süße Hoffnung bald zur entzückenden Gewißheit machen. So kalt wie der Abchied der Eltern

war, so schwer wurde die Trennung der Liebenden; Louise schwur ihrem August noch einmal ewige Treue, und nachdem alle Plane für die Zukunft getroffen, — denn, daß der Herr Legations-Rath einem wohlbestallten und wohlgestalteten Herrn Assessor binnen Jahr und Tag die Hand seiner Tochter abschlagen könnte, fiel unserm August, der als solcher heinzufehren gedachte, nicht ein — kurz, nachdem die keusche Liebe sich noch einmal den Himmel auf Erden gezaubert hatte, trennte auch sie die eiserne Hand des Schicksals.

Ein langes Jahr war unter trockenen Arbeiten, einseitigen Erholungen unserm Assessor in spe verfloßen; der unerbitliche Tod hatte das einzige Wesen, was seinem Herzen noch nahe war, seine geliebte Mutter, ihm in dieser Zeit entrißen, er stand jetzt ganz allein, weit entfernt von dem einzigen Herzen in der weiten Welt, worin, wie er glaubte, noch Liebe und Anhänglichkeit für ihn wohnte. Auf Louises Treue bauend, hatte er hoffnungsvoll den kürzesten Weg angetreten, welcher ihn zum Assessor führen sollte. Die Nachrichten, welche er während der Zeit aus der Residenz von einem Freunde über Louisen erhalten hatte, waren hinreichend gewesen, seine Angst und Sehnsucht einigermaßen zu stillen und ihn in seiner Hoffnung zu bestärken; er war mit seinen Arbeiten schnell vorgeschritten, und glaubte jetzt, das Resultat seines angestregten Fleißes erwartend, der Ausführung seines Planes nahe zu sein, als mit einem Male die Nachrichten seines Freundes über Louisen ausblieben. Drei Wochen waren ihm in qualender Erwartung, aus der Residenz Briefe über die Fortschritte seiner Herzens- und Verstandes-Angelegenheiten zu erhalten, verstrichen, als er von seiner Behörde als Assessor begrüßt wurde. So wohlthuend ihm dieser Titel klang, so fehlte ihm doch der größte Theil seines Glückes — doch wozu wollte er noch lange auf Briefe warten, er konnte jetzt am besten selbst hören, sehen und sich überzeugen, und somit fuhr denn der neugebackene Assessor per Extra-Post mit klopfendem Herzen nach der Residenz. — Daß er wäunte in das Paradies seiner Liebe zu kommen, haben die geehrten Leser schon aus seinem Monologe vor dem Thore ersehen; daß die Residenz ihm aber zur Hölle geworden, verrieth das Geräusch, welches ein Duzend Kunstwerke von



Löpfers Hand bewirkten. Die zertümmerten Antiken waren Bilder seines Innern; mit gebrochenem Herzen, mit zerstörten Sinnen eilte er seiner Wohnung zu, wo er seinen Freund, den Rittmeister von Langensfeld, fand, der ihn sehnsuchtsvoll erwartete. Langensfeld hatte bisher die Depeschen der Liebe ausgefertigt, und dem entfernten Geliebten treuen Bericht über jeglichen Schritt seiner Louise abgestattet, als mit einem Male, wie wir schon wissen, jene Quelle versiegte. Jetzt mußte der unglückliche August die Ursache des langen Schweigens vernehmen; mit kurzen Worten erzählte ihm sein Freund folgende Thatsachen: der Hauptmann, Baron von Mollen, ein verlebter Dreißiger, ungeschliffen in seinem Innern, aber wohl gebaut und anziehend in seinem Außern, hatte, wahrscheinlich aus Geldnoth, um Louisens Hand beim Legations-Rath angehalten, die Unheil stiftende Convenienz hatte des Vaters Bitte zum herrischen Befehl gemacht, nicht das väterliche Herz, nur das blinde Auge des Stolzes sollte hier richten; ein armer Baron, dem von der Hinterlassenschaft seiner stolzen Ahnen nichts übrig geblieben war, als das Wörtchen von, der das ererbte Rittergut seines Stammes und mit ihm seinen ehrlichen Namen verschwelgt hatte, ein solcher Cavalier war in den Augen des Legations-Rathes mehr werth, als das treue Herz eines fleißigen, christlichen Bürgers. Ueber Louisens Benehmen bei dieser Sache hatte das forschende Auge des Freundes nichts erfahren können, und selbst die Lästereien der Residenz, welche bei Verbindungen dieser Art sonst nicht feierten, ließen nicht verlauten, ob Louise ihre Hand freiwillig oder gezwungen dem Baron gegeben habe. Vielleicht verstopften die köstlichen Dinners, welche jetzt wöchentlich im Hause des Legations-Rathes veranstaltet wurden, die Lästermäuler und verhinderten so, daß irgend ein Gerücht einen üblichen Schein auf die Verbindung zurückwerfe. „Heute,“ schloß Langensfeld seine Erzählung, „heute ist der famöse Polterabend zu dieser hohen Verbindung, Alles, was nur ein Titelchen hat, ist eingeladen; Maskerade, Concert, Comödie, Ball und andere Allotria sollen die 300 Personen unterhalten; — ich war auch eingeladen und sollte in der Burleske: „der Bär und der Bassa“ mit meiner körperlichen Konstitution den Marocko spielen, — was sagst Du dazu? Der Bräutigam selbst

giebt den Bären in der Posse, er weiß damit umzugehen, hat in seinem Leben genug Bären angebunden. — Und warum hast Du abgesagt? unterbrach August sehr mürrisch. „Weil ich Dich, mein Freund, erwartete,“ fuhr Langensfeld fort, Du hastest mir ja geschrieben, daß Du glaubtest heute hier einzutreffen. Zu meiner Entschuldigung, lieber August, muß ich Dir noch sagen, daß nur die Ungewißheit über Louisens Benehmen, meine Unwissenheit in dieser neuen Intrigue und mein Bewußtsein, Dir nichts Erfreulichs melden zu können, mich davon abhielt, Dir zu schreiben; Du kommst noch zur rechten Zeit, um Morgen ein Zeuge ihrer Trauung zu sein. „Spotte meiner nicht!“ erwiderte August sehr empfindlich, und seine rollenden Augen, sein laut klopfendes Herz bewiesen, daß Louisens Verbindung hier mehr bewirke, als der kalte Freund geglaubt hatte. Die hausbackenen Trost-Gründe des profaischen Freundes fielen auf das poetische Herz des Unglücklichen, wie Tropfen Wassers auf ein heißes Blech; August stand besinnungslos und starrte seinen Freund an, bis er plötzlich, Langensfeld ignorirend, in folgenden Monolog ausbrach: „so will ich sie noch einmal sehen, will ihr vor Gottes heiligem Altar in das Gesicht schauen, und sind ihre Züge nicht Blendwerk der Hölle, prangt der Engel nicht mit der Larve des Teufels, so müssen ihre Augen mir ihr Herz verrathen. Spiegelt sich noch wie damals ihre Seele mit dem himmlischen Blau ihres Blickes, so wird mich der Moment, wo sie gezwungen oder freiwillig ihr Ja läspelt, belehren, ob der einstmal's Geliebte noch mit dem Bräutigam in die Schranken treten darf, der frech genug war, mit meiner Louise vor den Altar zu treten. Unglücklicher Name! Bist Du außerkoren, ein Opfer der Liebe zu werden? Schiller schon nannte die Unschuld Louise und ließ sie durch Kabale untergehen.“ — „Erinnre Dich, Freund,“ unterbrach Langensfeld den Monolog, „daß die Schranken der Kirche geschlossen sind, und daß Du, Romanenheld, die Schranken der Wirklichkeit nicht übersteigen kannst! Geh in die Kirche und lies meinewegen aus ihren Augen ihr Herz — doch findest Du Untreue in dem Himmelblau, so reise mit Gott nach B. . . . zurück, vergiß Louisen, suche Dir ein anderes Herz, mit dem Du schwärmen kannst, und mache hier keinen Scandal, der doch



zu nichts führt! jetzt aber Freund geh' zu Bett', es ist schon spät und Du bist von der Reise sowohl, als auch von dem Herzeleid etwas stark angegriffen, geh', leg Dich auf's Ohr. — Morgen Früh um 10 Uhr hole ich Dich zur Trauung ab, bis dahin Gott befohlen!" Langensfeld verließ das Zimmer, und Augusts Thränen trockneten Morpheus Schwänen-Händchen.

(Fortsetzung folgt.)

### Der graue Mann.

**W**an begegnet zuweilen Personen im Leben, die, obgleich beim ersten Anblick unbedeutend, uns gleichwohl nicht aus dem Sinne wollen, sich immer tiefer und schärfer einprägen, ja am Ende sich all unseres Denkens und Thuns auf eine unheimliche peinigende Weise bemächtigen.

So erging mir's mit einem Fremden, der sich in einer kleinen Stadt, in der ich längere Zeit wohnte, eingebürgert hatte. Er war in seinem Aeußern einfach, bescheiden, ja demüthig, wußte viel, sprach kurz und bestimmt, und urtheilte über Alles. An kleinen Dingen sucht man sich auf alle Weise das Leben erträglich zu machen; wir hatten ein Casino, Concerte, Bälle, Lesekränzchen, sogar einen Kunstverein, — was Alles wohl nicht viel sagen wollte, aber gegen die Spießbürgerei und das Kleinleben doch einigermaßen vorhielt. Bei all diesen Unterhaltungen war aber immer auch der fremde Mann im grauen Rock zugegen. Der Mehrzahl war er unangenehm, aber man vermied ihn, wenn er fehlte; Alle achteten ihn, weil sie ihn fürchteten, wie ich gewiß weiß. Brachte einmal Jemand auf Sylvester oder Faschnacht einen heiteren Plan, oder im Sommer eine Wald- oder Landpartie in Vorschlag, so scheiterte die Sache, wenn auch Alle anfangs mit Freuden dafür waren, fast jedesmal an dem Grauen. Er wollte zwar auch dabei sein; aber dieses Auch wußte er so fatal zu accentuiren und durch allerlei Zusätze zu begründen, daß der größte Theil das Ding plötzlich anders ansah, und die ganze Geschichte, die uns am Ende lächerlich und

albern vorkam, unterblieb. — Saßen wir einmal im Winter behaglich zusammen und redeten von diesem und dem, was in der großen Welt vorging, ja, war's uns, als ob die Schatten und Gestalten des Großlebens sich auch an unserm kleinen Horizont emporzuranken anfingen — sprach dann Einer wohl ein warmes begeistertes Wort aus: gleich stand es eckig und spaßhaft da; denn der Graue ließ plötzlich ein ganz absonderlich Lächeln in seinem Gesichte aufgehen, das sich denn über die erwärmten glühenden Herzen wie ein nasser Schwamm ausdrückte. Wir lachten, ärgerten uns — und schämten uns wie die Schuljungen.

Das war ein fataler Zustand! wie da heraus kommen? ja, wäre der Mann anmaßend, oder grob, oder boshaft gewesen! aber gegen diese eisengepanzerte, verständige, klaräugige Höflichkeit konnte man unmöglich aufkommen. Ich war dieß endlich müde und zog mich mit einigen Freunden aus der Gesellschaft zurück. Gleichwie man oft aus einem unbestimmten Zustand des Mißbehagens des Körpers oder der Seele sich nach einem akuten recht bestimmten Schmerze sehnt; — so wünscht man zuweilen, daß ein Mensch, der uns ein halbes Leben langweilen und mit seiner zudringlichen Bescheidenheit bis zur Verzweiflung treiben kann, daß uns ein solcher Graurock einmal derb auf den Fuß träte, damit wir ihn gründlich, und mit Entschiedenheit, etwa durch eine Ohrfeige, für immer los würden.

So operirten wir auch lange gegen den Grauen, von dem wir selbst in der Zurückgezogenheit nicht befreit waren, und der uns mit seinen unheimlichen Netzen immer enger und enger umstrickte. Wir fühlten, wie unrecht er hatte, und doch konnten wir ihm nicht widersprechen; wir haßten ihn von Herzen, und scheuten uns, ihn zu beleidigen. Endlich kam es glücklich zum Bruch. Ich werde den Tag in meinem Leben nicht vergessen.

Wir saßen an einem Sommerabend in meinem Zimmer bei einem Glase Wein und hörten begierig die Erzählungen eines Freundes an, der von einer Reise zurückgekehrt war. Wer den Aufenthalt in kleinen Städten kennt und weiß, wie kleinliche Vorurtheile, beschränkte und ordinäre Ansichten Einen niederhalten und einengen, und wie dieser Zustand auf die Dauer den Geist lähmen und niederdrücken kann, — der weiß, wie schon ein Blick in eine be-



wegtere und bedeutendere Welt stärkt, erfrischt und aufrichtet. Die Abendluft wehte durch die geöffneten Fenster und die Nebel warfen im Mondlicht den zitternden Schatten an die Wand. Große Bilder standen vor uns auf und zogen geschaart bei der Erzählung des Freundes an uns vorüber. Großartige Verhältnisse, bedeutende Personen, reizende Landschaften, erhabene, ergreifende Poesieen — was hatte er nicht alles gesehen und gehört, das er uns im traulichen Stübchen wieder vor die Augen stellen konnte! — Dazu die Folie des regen bedeutsamen Lebens, auf welcher er seine Schilderungen ausführte, ein Seelenschmaus für uns arme Kleinstädter; — dann die schöne Stille um uns her, nur von der silbertönenden Stimme des Erzählers unterbrochen, der magische Abend, der kühle Feuerwein — ach! wir waren noch jung, wir schwelgten, glühten, jubelten laut und überhörten den Eintritt des grauen Mannes. Der saß eigentlich schon lange ruhig in der Ecke und lächelte.

Unser Freund entwickelte eben mit großer Liebe die Idee eines Dramas, wodurch ein moderner Dichter viel Aufsehen machte, als ich den Fremden erblickte; er hielt mit Mühe das Lachen zurück. — Herr, rief ich aufspringend, worüber lachen Sie? „Ueber das Leben und Ihre Illusionen,“ sagte er mit einer Impertinenz, die uns allen sogleich Muth machte. — „Was nennen Sie Leben?“ rief Einer aus unsrer Mitte. — „Nüchtern sein.“ — „Aber den Nüchternen hungert doch, wie Hegel sagt, piepte ein feines Stimmchen dem Grauen entgegen. — „Ich bin nüchtern,“ rief er mit tiefer Stimme, „und satt zugleich.“ — „Ein Widerspruch, Unsinn, Unmensch,“ rief Alles laut durcheinander; „Herr Sie haben keinen Verstand.“ — Hier fing der Graue so fürchterlich an zu lachen, daß wir bis in die innerste Seele erschrafen, und anfangen uns vor einander selbst zu fürchten. — Nach einer Weile fragte Einer kleinlaut und mit verblüfften Mienen: „was halten Sie vom Höchsten, von der Religion?“ — „Ich kenne nur Eine vernünftige Moral.“ — „Und von der Liebe, von der Poesie?“ riefen mehrere Stimmen. — Er hielt ein wenig inne, und antwortete dann mit einem ausdruckslosen Gesicht, das wie zerblasen ausah: „Liebe, Poesie? nichts halt ich davon.“

Ich weiß nicht, wie viel ungarne Hände in

demselben Moment sich bestrehten, ihn die Treppe hinabzuwerfen — es war uns plötzlich wunderbar leicht und kräftig zu Sinne geworden. Unten fragte ich ihn, wer er denn eigentlich wäre. „Der gesunde Menschenverstand!“ schrie der arme Mann voll Stolz und warf die Hausthüre hinter sich zu, daß sie in der Angel bedre. Dieß war aber die erste Lüge, die über seine Lippen kam; denn er war der nüchterne, hohle, todte und nicht der gesunde, mit dem man ihn häufig zu verwechseln pflegt. Das fiel uns jetzt wie Schuppen von den Augen, und jeder wollte nun dem Grauen schon einmal früher begegnet sein, jeder wußte ein Lied von ihm zu singen. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen und weiß weder, woher er gekommen, noch wohin er gegangen ist. Einer der Unsern zog aber an jenem Abend sofort ein Manuscript aus der Tasche und las uns aus seinem Roman folgenden Abschnitt vor:

„Nachdem sich die Lichtfreunde mit ihrem ganzen Apparat, den sie zur Beschwörung für nöthig hielten, als: einen Sack, eine Laterne, zwei große Fässer mit Wasser, mehrere Gießkannen, eine frische Eselshaut und anderes mehr, den grauen Mann an der Spitze, zum Elfenwalde versüßt hatten, begannen sie ihr häßliches Werk. Während die Uebrigen mit Flederwischen und hölzernen Schwertern auf die Büsche klopften, der Schulmeister aber und seine Frau mit blanken Metallbecken und Pauken einen Mordspektakel machten, hielt der Professor nicht ohne Beklommenheit den großen Sack weit aufgesperret, der Graue aber erbrach den ersten Brief und las mit einer Stimme, klanglos und schnarrend, wie eines Wiesenknarrers (*rallus crex*) den frechen Spruch. Die Bäume schüttelten die Kronen, die Vögel, die sich neugierig, schaarenweise auf die vordersten Aeste gedrängt hatten, schrieen ein lautes Allegro im Chor zur Antwort und die Blumen schauten mit klugen dunkeln Augen empor. —

Jetzt erbrach der Wiesenknarrer, der in der Naturgeschichte auch der Wachtelkönig heißt, den andern Brief, der mit drei Siegeln verschlossen gewesen; abscheuliche Schmähworte voll Salbung ertönten, der Professor hielt, an Arm und Bein zitternd, den Sack, der Höllelärm erhob sich wie eine Windsbraut von der Erde und wirbelte fort bis tief an die Felsenwand im Waldesdunkel, wo



das schlafende Echo erwachte und ein kurzes ängstliches Gelächter zurücktönte. Die Vögel schwiegen, und flogen einzeln davon.

Nun aber riß der Graue, mit dem Fuß auf die Erde stampfend, die sieben Siegel von dem dritten Brief und heulte grinsend vor Wuth und Schadenfreude den unbarmherzigen Spruch in den Wald: „daß die Elfen nicht selig werden könnten.“ Es entstand eine unangenehme Stille, matt, welk, ohne Spannung, als ob die Natur plötzlich in ihrem Innersten zerrissen und erstorben wäre. Die spottenden Vögel waren verschwunden, der Himmel hatte sich grau und kalt überzogen. Die Lichtfreunde standen stumm und regungslos; einer sah den andern dumm und langweilig an. Als sie gehen wollten, fuhr ein heller herzerreißender Schrei durch die Luft; die Erde erbehte unter ihren Füßen; der Professor war mit einem dumpfen Schmerzensruf zu Boden, der Schulmeister auf ihn gefallen. Der scharfe Zugwind jagte ihnen einen eisigen Regen ins Gesicht. Sie gingen alle, wie von einer dunklen schweren Schuld belastet, mit verstörten Gesichtern nach Hause.

Der Maler Falk sah in derselben Nacht aus seinem Fenster die Schutzgeister der Gegend von dannen ziehen. Die armen Zwerge trippelten mit ihren Gänsefüßen leise seufzend und weinend den

Hügel hinab, die Luftgeister fuhren zürnend über die Stadt und die Elfen schwirrten zum letztenmal durch die Blätter und Blüten. In diesem Jahre gab es beispiellos viel Erdflöhe, Raupen und Maikäfer; das Ungeziefer zerstörte einen großen Theil von des Professors trefflicher Käfer- und Pflanzensammlung. Die lebendigen Quellen des Thals versiegten, das Flüsschen versandete, der Wald starb ab, und der Hügel, der sich zu senken schien, zeigte sich dem Pfluge so gefügig, daß in Kurzem die ganze Gegend in eine lange ebne fruchtbare Einöde verwandelt war. Die ganze Herrlichkeit, die durch die Elfen wie ein Schaum aus der Erde gehoben, war nun in eine dünne trübe Flüssigkeit zusammengeronnen. Eine Entgeistigung, eine Versteinerung hatte all das reiche warme Leben ergriffen — es war alles so klug und nützlich geworden. Der Athem des Todes hatte das Leben angeweht, und es nicht getödtet, sondern bloß krank gemacht. Die Langweile hielt ihre grauen Schwingen über Land und Leute ausgebreitet. Die Menschen leben — aber sie sind wie hölzerne Puppen, wie wandelnde Schatten; ihr Leben ist — wie Wein ohne Geist — ohne Lust und Freudigkeit. Und das Alles hat der graue Mann gethan! —

## L e b e w o h l .

Einmal stand ich einsam in der bunten Welt,  
War einem Baume gleich auf dürrer Haide,  
Ich glich dem Blatte, das herniederfällt  
Vom Wind entführt in die luft'ge Weite.  
Nie hab' ich jene Seligkeit empfunden,  
Zu drücken eines treuen Bruders Hand,  
Und nie hat mich ein Schwesterlein umwunden  
Mit einem grünenden Geschwisterband.

Bot mir das Leben je ein reines Glück,  
Muß' ich es tief in meine Brust verschließen,  
Kein Freundesauge und kein Liebesblick  
Wollt' mir auf meinem Erdenpfade sprießen;  
Und war mir bitt'res Mißgeschick beschieden,  
So sagte Niemand mir ein tröstend Wort;  
Ich hatte ja kein einzig Herz hienieden,  
Das mit dem meinen stimmte im Accord.

Ich stand allein, allein mit meinem Schmerz,  
Mein Lebensbaum konnt' nimmer Blüthen treiben,  
Es war verwais't mein übervolles Herz  
Und keine Hoffnung wollte mir verbleiben.  
Ich irrte planlos durch dies Erdgewimmel  
Und haschte nach der Gunst des Augenblicks,  
Doch selten glänzte mir aus klarem Himmel  
Die Frühlingssonne eines dürst'gen Glücks.

Mein Leben war ein Traum, ein schwerer Traum  
Und finst'rer Ernst umfaßte meine Seele,  
Da, gut'ger Gott! — zu Lünden wag' ich's  
kaum —  
Erblickte ich zwei Sterne, zwei Juwelen;  
Das waren Deine Augen, Deine holden,  
Das war Dein schönes Engelsangesicht,  
Und alle überstand'nen Qualen rollten  
Zur düstern Nacht — und um mich her ward's  
Licht.



Und wonnetrunken sank ich in ein Meer  
 Von nie geahnten reinen Seligkeiten,  
 Mein Herz, sonst trostlosöde, freudeleer,  
 Erwachte nun aus seinen langen Leiden.  
 Die ganze Welt schien neu sich zu bekränzen  
 Für mich mit duftig, frischen Immergrün,  
 Und Alles wiegte sich in muntern Tänzen  
 Um mich, wie heit're Phantasmagorien.

Sanft rührte eine zarte Lilienhand  
 Die Saiten mir im mildbewegten Busen,  
 Gefühle, die noch niemals ich gekannt,  
 Umwogten mich im Zauberbild der Musen.  
 Und aus der Seele keimten junge Lieder  
 Von Frühlingsluft und Liebesblüthezeit  
 Und zitternd brachten meine Lippen wieder  
 Sie Dir, Du meine sanfte, blonde Maid.

Du schlangest um mich Deinen weichen Arm  
 Und ich umfaßte Dich mit Wonnebeben,  
 Es küßte mich Dein Mund so süß und warm,  
 Ich konnte meine Seel' in Deine weben.  
 Wir sprachen nicht ein Wort und doch ver-  
 standen

Sich uns're Herzen, wie durch Sympathie,  
 Der heil'gen Liebe diamant'ne Banden  
 Umrankten uns in schönster Harmonie.

Und oftmals gingen wir bei stiller Nacht  
 Hinaus in Gottes reich bethäute Fluren,  
 Wenn noch der Horizont in hehrer Pracht  
 Sich schmückte mit den zartesten Conturen;  
 Wenn noch ein letztes Lied die Vöglein sangen,  
 Das wie ein Dankgebet nach oben stieg,  
 Dann fühlten wir ein heimliches Verlangen,  
 Zu künden, was bisher der Mund verschwieg.

So schwand uns flüchtig jene Rosenzeit,  
 In der das Herz ahnt Paradieseswonnen,  
 Wir träumten von der ew'gen Seligkeit  
 Und schöpften aus der Liebe Silberbronnen,  
 Mocht auch der Zwietracht Fackel uns um-  
 flammen,  
 Was kümmert' uns des blaffen Neides Blick,  
 Es schlugen uns're Pulse ja zusammen  
 Und strömten aus ein unaussprechlich Glück.

Ich glaubte nimmermehr — dem falschen Wahn! —  
 Daß je sich könnte meine Wonne enden,  
 Da faßte plötzlich mich das Schicksal an  
 Und schleuderte zurück mit rauhen Händen  
 Mich in die Nacht, die eh'mals mich umgeben  
 Und lächelte mir zu mit stolzem Hohn,  
 Zertrümmert lag mein Glück. — Mein ganzes Leben  
 War wieder nur ein hohler, falscher Ton.

Ein Wort, ein Gruß, ein Kuß, ein Druck der  
 Hand

Und all mein irdisch Heil war mir entzissen,  
 Du zogest fort nach einem fernen Land,  
 Ich blieb allein mit meinen Kummernissen.  
 Ich mußte glühend heiße Thränen weinen,  
 Doch schmolz das Eis mir nicht in zager Brust,  
 Und keinen Trost fand ich, nicht einen kleinen,  
 Ich war mir des Verlustes zu bewußt.

Der Kelch der Freude ist für mich versiegt,  
 Verwelkt ist nun mein Kranz, den Du gewunden,  
 Mein Stern erbleicht und schnell von dannen fliegt  
 Der Duft des Liebes, den ich kaum empfunden.  
 Leb' wohl, leb' wohl, mein Glück, mein Heil, mein  
 Segen,

Mein Denken, Dichten, Lieben, lebe wohl,  
 Du lächelst niemals wieder mir entgegen,  
 In Staub zerfiel mein heiligstes Jool.

E. J. S.

### Trost.

Im Himmel steh'n die Sterne,  
 Dort drüben steht ein Haus;  
 Ich schau nach Haus und Sternen,  
 Mit bald die Augen aus.

Der Himmel und die Sterne  
 Zieh'n mit in's Herz hinein,  
 Könn' ich nur einmal drüben  
 In jenem Hause sein.

Und ist es nicht im Winter,  
 So ist's zur Rosenzeit,  
 Daß ich darf wiedersehen  
 Die allerschönste Maid.

### Mur sie.

Am Abend bin ich gegangen  
 Hinaus in's grüne Feld.  
 Da drüben im Dorfe ist Kirmes,  
 Ich aber, ich habe kein Geld.

Da jubeln und zechen die andern,  
 Und Lieschen schäkert und lacht,  
 Derweil ich in stummer Verzweiflung  
 Genieße die Sternennacht.

Mir fehlt die Nacht ihrer Locken,  
 Der Augen Sternenschein,  
 Der Wein, der Wein und die Brüder,  
 Um recht fidel zu sein.



Ach, könnt' ich mit ihr wandeln  
 Hier durch das grüne Feld,  
 Was braucht' ich Wein und Kirmes,  
 Was braucht' ich die Brüder und Geld!

Adalbert Mittau.

### Triolett.

Ich möcht' es gern Dir sagen,  
 Doch bring' ich's nicht heraus,  
 Im Herzen steht's geschrieben,  
 Doch das ist stumm geblieben.  
 Ich möcht' es gern Dir sagen.

Willst Du es aber wissen,  
 So frag' mich auf's Gewissen;  
 Ich möcht' es gern Dir sagen,  
 Doch bring' ich's nicht heraus.

G. C.

### Ich stürze hinaus mit eilender Hast.

Ich stürze hinaus mit eilender Hast  
 Mich in die Luft zu tauchen  
 Es traf mich, o, unendlicher Schmerz,  
 Ein finsterner Blick Deiner Augen.

Und siehe, wie draußen so kühl und sanft  
 Die Lüfte mich umfächeln,  
 So hoffe ich, wird auch morgen mit,  
 Dein Auge wieder lächeln.

Adolf Stern.

## Feuilleton.

**Nachruf.** Am 30. November 1851 starb der Dr. der Theologie, Johann Wilhelm Meinhold, im 54. Jahre seines Alters an einem Nervenschlag in Charlottenburg. Als Landgeistlicher in seiner Heimath Pommern zeichnete er sich durch seine dichterischen Talente aus, und der verstorbene wirkl. Geheime Rath und Oberpräsident der Provinz Pommern, Dr. Sack — der jedes Verdienst und jedes Talent schätzte und begünstigte, schenkte ihm seine wohlverdiente Gunst. Dadurch aufgemuntert, erschien von ihm eine Sammlung Gedichte. Da in ihnen mehr der Geist der Gemüthlichkeit einer früheren Periode deutscher Literatur wehte, und nicht jener erheuchelte Welt Schmerz von jenen Poeten, welche statt Lorbeern sich Steckbriefe errungen haben, so wurden sie nicht so bekannt, wie sie es wohl verdient hätten. Im Jahre 1840 erschien von ihm „Marie Schwindler, die Bernsteinhexe. Novelle in der Sprache des siebenzehnten Jahrhunderts.“ Er hatte diese Sprache so täuschend nachgeahmt, daß er absichtslos nicht das große Publikum, sondern auch die vorlauten Wortführer in der schönen Literatur mystificirte. Nun erst wurde sein Name bekannt, wozu noch ein mißglückter Versuch, diese Bernsteinhexe auf die Bühne zu bringen, mit beitrug. Aus triftigen Gründen sah er sich veranlaßt, seine Stelle niederzulegen, und mit seiner Familie nicht in Berlin, sondern in dem benachbarten Charlottenburg sich anzusiedeln; wo von dem empörenden Thun und Treiben einer entsetzten Bevölkerung in einer Metropole sein biederes Herz so tief verletzt wurde, als wenn er

Augenzeuge der Greuel der Jahre der Schande 1848 und 1849 gewesen wäre. Ihm widerfuhr noch eine persönliche Kränkung, indem man selbst in Zeitblättern das abgeschmackte Gerücht verbreitete: er sei zum Katholicismus übergegangen! Es liegt in einer solchen Abtrünnigkeit eine so augenfällige Lüge, daß man eben so über die Dreistigkeit, sie zu verbreiten, als über die Stupidität, ihr Glauben zu schenken, erstaunen muß. Ein evangelischer Geistlicher, ein Doktor der Theologie, sollte zum Katholicismus übergehen? — Diese Verleumdung ist durch seinen Tod widerlegt worden; er starb als ein rechtgläubiger evangelischer Christ und ist als solcher beerdigt worden.

Aber auch noch nach seinem Tode hat man sich nicht geschemt, über ihn als Dichter, ein vielleicht aus Neid erzeugtes unbilliges Urtheil zu fällen. In einer Recension des Deutschen Musen-Almanachs für das Jahr 1852 herausgegeben von D. F. Gruppe\*) heißt es: „an Wilhelm Meinholds Hurrathlied ist auch nicht viel mehr als die patriotische Gesinnung zu loben.“ Der Recensent hat sich G. H. unterzeichnet, und es ist höchst wahrscheinlich der Reimer, an dem man die patriotische Gesinnung zu loben, sparen kann, da sie schon bis zum Ueberfluß durch die Schwingen des schwarzen Adlers umher getragen worden.

**Moderne Bescheidenheit.** Ein Verfasser von sehr mittelmäßigen Gedichten und Novellen

\*) In der neuen Preussischen Zeitung, Nr. 285 d. J. 1851.



hatte in der Vorrede zu denselben gesagt: „die Dichtkunst ist im Krebsgang begriffen; mein Bemühen war nicht bloß sie aufzuhalten, sondern mindestens um Einen Schritt vorwärts zu bringen.“

**Curiositäten.** Leo Allatius, der sehr viele Schriften hinterlassen hat, schrieb 40 Jahre lang mit einer einzigen Feder, und als er sie endlich verlor, weinte er bitterlich. — Im Jahre 1818 scheiterte ein französisches Schiff zwischen Nieuport und Dünkirchen. Das Schiff hieß Januar, der Kapitän Februar, er segelte von Bordeaux im März und verunglückte im April. — Um das Jahr 1110 bestand zu Augsburg der Gebrauch, daß die Bürger ihrem Bischof, so oft er badete, 2 Badeschürzen, und seinem Kaplan 40 Pfennige schenkten.

**Auf der Insel Santorin** (im Alterthume Thera), die besonders durch ihren Weinbau in einem sehr blühenden Zustande sich befindet, werden die Weinreben auf eine sehr eigenthümliche Weise, in einzelnen geraden Reihen, an die Delbäume, zehn Fuß eine jede von der andern abstehend, gepflanzt; man beschneidet sie wenig oder gar nicht, bindet aber statt dessen die Ranken sorgfältig wie ein Netz zusammen, was den jüngern Pflanzen das Ansehen gekräuselter Perücken, den älteren dagegen, das hoher, dicht geflochtener Körbe, giebt. In diesem letzten Zustande tragen sie dann Trauben, die oft ein Gewicht von 10 Pfund erreichen. Uebrigens werden dort die Weinfelder nicht mit der Hand umgegraben, sondern gleich Getreidefeldern, und zwar durchgängig mit Eseln gepflügt.

**Eine alte Kanone.** Im J. 1533 wurde zu Altschl für die Stadt Schemnitz eine Kanone von nicht geringer Größe verfertigt, mit der Inschrift: „die Stadt Schemnitz ließ mich machen; wen ich treff, der thut nicht lachen.“ Diese noch jetzt vorhandene Kanone soll eine der ältesten in der österr. Monarchie sein.

**Hohes Alter.** Am 23. Oktober 1644 starb in Wien ein Tagelöhner mit Namen: Jakob Mayr, im 146. Jahre seines Lebens. Er hatte in früherer Zeit als Soldat gedient, und in verschiedenen Schlachten ehrenvolle Wunden erhalten. Während seines Lebens regierten folgende Monarchen in Oesterreich: Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Mathias, Ferdinand II. und Ferdinand III. Er war fünfmal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft; seine dritte Frau allein brachte ihm funfzehn Kinder.

**Als der Romiker Beckmann** in Berlin bei einer Tischgesellschaft seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte v. Hagn erhielt, sagte er beim Niedersehen: „eine herrliche Stelle! Zwischen A. Hagn und E. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) sitzen.“

### G. D. S.

Eines Kochbuchs Styl hat er corrigirt,  
Wofür man ihn reichlich honorirt,  
Doch hat er dabei nicht profitirt,  
Denn, was er als eig'nes Machwerk edirt,  
Hat ihn — wie er gewöhnt — nicht insinnuirt  
Und weil er das Kochbuch nicht gründlich studirt,  
Hat eine Suppe er sich eingerührt,  
Bei der man allen Appetit verliert.

**Im Jahre 1602** war ein sehr saurer Wein gewonnen worden, der fast nicht zu genießen war. Einige Pfarrer in Württemberg hielten deswegen an, „daß man ihnen, als Seelenforgern, die guten Magenwein vonnöthen hätten, einen bessern verabreichen möchte.“ — Herzog Friedrich I. schrieb auf das Gesuch: „mit gesündigt, mit gebüßt!“

**Eine naive Negeransicht.** Der berühmte englische Geolog W. Buckland wohnte zu Leeds einem Feste bei, das zur Feier der Vereinigung des Industrievereins und der Literaturgesellschaft dieser Stadt veranstaltet worden. Er hielt dabei einen Vortrag, worin er seinen Zuhörern folgenden Scherz zum Besten gab: vor einiger Zeit kam ein westindischer Neger nach England, der sich über den Bienenfleiß, die rege Thätigkeit und das emsige Thun und Treiben, das er überall wahrnahm, nicht genug wundern konnte. „Ihr machen,“ äußerte er gegen einen meiner Freunde in seinem Jargon, „Feuer arbeiten, Wasser arbeiten, Rauch arbeiten, Wind arbeiten, alles und jedes arbeiten; Schwein allein nicht braucht arbeiten, kann fressen und nicht braucht arbeiten, Schwein allein der einzige Gentleman in England ist!“

**Nachträgliche Frankirung.** Ein Russe spazierte vor einem Postbureau auf und ab, und amüsierte sich, die ausgestellten Adressen der wegen vergessener Frankirung nicht abgegangenen Briefe durchzumustern; er tritt ins Bureau und spricht: „es sind da viele Briefe an Soldaten, Frauen u., da habt Ihr Geld, macht, daß sie fortkommen!“

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Henze in Leipzig.